

Der Lebensnerv der südafrikanischen Staaten, von denen heute Transvaal im Vordergrund des Interesses steht, ist der Bergbau. Etwa die Hälfte der Einnahmen dieser Länder fließen aus dem Bergwerksbetriebe, der sich hauptsächlich um Gold und Diamanten, in neuester Zeit erst um Kohlen dreht. Seit der Entdeckung der großen Diamantfelder von Kimberley und ganz eigenartiger Goldlagerstätten am Witwatersrand ist ein solcher Zustrom von Auswanderern aus aller Herren Länder erfolgt, daß die eingeborenen Buren alle Mühe haben, sich gegen die Uebermacht der Ausländer zu schützen. Wenn man den Reichtum an Gold in Transvaal berücksichtigt, das schon 1892 an dritter Stelle unter allen gold-erzeugenden Ländern der Erde stand, so nimmt es nicht Wunder, daß England seine Hand auf diese Schatzkammer legen möchte.

Während zur Goldgewinnung nach und nach Maschinenkräfte herangezogen wurden und chemische und elektrische Verfahren die Ausbeute vermehrten, blieb die Diamantgewinnung im wesentlichen die alte, seit 1867 geübte, wo der erste Diamant im Dranseeluf bei Hopetown gefunden wurde, nur daß zum Waschen der Erde in letzter Zeit Dampfmaschinen benutzt werden.

Ueber die ursprüngliche Lagerstätte der Diamanten, sowie über ihre Entwicklung ist man noch nicht im Klaren, nur soviel steht fest, daß er aus Kohlenstoff besteht, also dem Graphit und der Steintoble verwandt ist. In Südafrika findet man ihn in dem sogenannten „blue ground“, einem blaugrauen Ton, der reichlich mit Bruchstücken anderer Mineralien durchsetzt ist und sich in trichterförmigen Bodenvertiefungen, die ebenfalls vulkanischen Ursprungs sind, angehäuft hat. Nördlich der Waal findet man ihn meist in den Ablagerungen der Flüsse (Kiber Diggings), während er auf Dutoitspan und Umgageng (Kimberley) in sogenannten Dry Diggings (treckenen Gruben) gewonnen wird. Kimberley liegt nahe der Grenze des Orange-Freistaates in West-Oriental.

Der eigentümliche Anblick, den die Gruben gewähren, beruht auf der Art der Gewinnung der Gesteine. Die Bodensenkung, in der die Grube angelegt wird, ist von einem Erdwall umgeben, hinter welchem sich die Wäsche- und sonstige Anlagen zur Gewinnung der Diamanten befinden.

Die Perforation des Grundes erstreckt sich darauf, daß bis 1892 die Bearbeitung der Gruben nicht nach einheitlichem Plane betrieben wurde, sondern jeder Inhaber eines sogenannten Claims (eines Feldes von 30 Fuß Länge und ebensovielfache Breite) bearbeitete seinen Teil zunächst mit Schaufel und Spitzhacke selbständig, grub sich tiefer und tiefer, bis zu 100 und 300 Fuß Tiefe. Der Inhaber eines Claims war jedoch verpflichtet, etwas um die Grube eine 7 Fuß breite Fläche unberührt stehen zu lassen, die mit einer gleich hohen des Nachbarn einen Erdwall in Höhe des ursprünglichen Niveaus bildete, der die Verbindung zwischen den Gruben ermöglichte. Häufig führten diese oft trichterförmigen Erdwälle ein, da sie unterarbeitet waren. Von jedem einzelnen der Bäder führt nun eine Reihe von meist eisernen Radeln nach dem Rande der Grube, die nebeneinandergelegt ein großes Gewir von Drähten ergeben.

Auf Rollen laufen, mit Rauhautriemen gezogen (entweder durch Hufeisen von Menschenhand oder, wie unsere Abbildung zeigt, durch Seil mit Pferden), lederne Eimer die Radel auf und ab. Die aufsteigenden Eimer, welche mit der diamanthaltigen Erde beladen sind, werden in Karren entleert, die nun die Erde zu den Wäschereien führen, wo sie zu waschen und genau untersuchen wird. Bei größerem Betriebe dient man sich zur Wäscherei maschineller Einrichtungen, wie sie unsere Abbildung zeigt.

Die mit Erde gefüllten Lohren kommen bis an den Förderthurm, dessen Aufzug von einer auf dem Bilde nicht sichtbaren Kraftstation aus betrieben wird. Die hochgehenden Lohren werden oben umgekehrt, die Erde wird nach rechts zu Sieben geleitet, wie unser Bild rechts vorn gefordert ein zeigt, und kommt dann auf sogenannte Herbe, wo das Waschen der Massen erfolgt. Aus den gereinigten Massen erfolgt dann das Auslesen der Diamanten. Die besten Diamanten kommen aber gewöhnlich nicht auf diesem regelmäßigen Wege in den Verkehr.

Die Wächter der Gruben lassen zwar die Arbeiter (meist Schwarze) vollständig nackt in die Tiefe steigen und untersuchen sie beim Emporsteigen einer äußerst sorgfältigen Untersuchung, die sich bis auf die Nasenlöcher, die Kehlen, die Ohrmuscheln etc. erstreckt. Die Arbeiter aber sind so raffiniert, daß es ihnen gelingt, in Hausfäden, im Haare etc. einen großen Teil der von ihnen beim Graben gefundenen Steine beiseite zu bringen. Gar mancher unserer Damen trägt Diamanten auf der Brust, die ihre Wanderung auf der Erde in einem Raffermagen begonnen haben. Eines unserer Bilder zeigt Eingeborene, denen Fausthandschuhe

Sonntags-Blatt

Beilage des „Anzeiger und Herold“.

J. P. Windolph, Herausgeber.

Grand Island, Nebr., den 2. März 1900.

Jahrgang 20. No. 26.

an die Hände geschlossen sind, damit sie — in den Pausen zwischen der Arbeit — keine Gelegenheit ergreifen, Diamanten zu fohlen. Diese Behandlungsweise der Schwarzen mag wenig menschenwürdig erscheinen, aber die Erfahrungen werden wohl gelehrt haben, daß man sich anders vor fortbauenden Diebereien nicht schützen kann.

Die veruntreuten Diamanten werden nun zunächst an Landleute und von diesen an Makler verkauft, die sie ihrerseits dem Großhändler zugehen lassen. Besonders große Diamanten erleben einen ganzen Roman, bevor sie in ruhigen Besitz übergehen. Diese Art der unredlichen Verhandlung eines Theiles der Diamanten, die Möglichkeit, sie trotz genauester Zollkontrolle in Schächten von Straußensehern, Kleiberfalten, hohen Haden von Schuhen etc. ungesehen ins Ausland befördern zu können, macht jede genaue Statistik über den Ertrag der Diamantminen unmöglich. Der feststellbare Teil des Gewinnes schwankte 1881—87 zwischen 6 und 25 Millionen Dollars jährlich.

1887 bestanden in Südafrika 21 Aktiengesellschaften für Diamantengewinnung. Bald darnach wurden diese durch Bemühung des Hauses Rothschild zu vier Unternehmungen mit einem Gesamtkapitale von 10 Millionen Pfund Sterling (50 Millionen Dollars) und 1892 zu einer einzigen Gesellschaft zusammen geschmolzen, so daß seitdem ein gleichmäßiger und billiger Betrieb ermöglicht ist. Die größte in Südafrika gefundene Diamant ist der 1893 ausgegrabene Excelsior, der etwa Waalnuthgröße hat.

Als nach Ablauf des Ultimatus die Streitkräfte der Burenrepubliken in Ost und West die Grenze überschritten und in britisches Gebiet einfielen, war ihr erstes Ziel die Diamantstadt Kimberley, wo sie ihren Erbfeind, „den Republikaner Südafrikas“, Cecil Rhodes, vernichteten. Ihre Absicht wurde nicht getätigt, und die Rhodes fliehen konnte, sah er sich von den Buren vollständig eingeschlossen. Die Stadt Kimberley selbst ist eine Gründung neueren Datums. Erst im Jahr 1870 lodte die Nachricht von dem Reichtum des dortigen Bodens an Diamanten den Strom der Abenteurer auf die kahle Hochebene. Aus ihren Niederlassungen erwuchs nach und nach die Stadt, deren Bevölkerung überraschend schnell zunahm. Mit dem steigenden Abbau wurde aber der edle Stein, den man sonst fast an der Erdoberfläche geschnitten hatte, immer seltener. Immer tiefer mußte man graben, immer ausgedehnter wurden die Minenanlagen, so daß sich das Bild der Stadt allmählich veränderte. Heute ist Kimberley von allen Seiten von tiefen Erdschnitten umgeben, einzelne Gruben gleichen großen Thalstufen, in denen sich das Wasser sammelt. Das betaufbeförderte und bearbeitete Gestein aber hat sich zu wahren Bergen gehäuft, die die Stadt wie ein unerschütterliches Festungswall umgeben. Die Minen des Kimberley-Distrikts liefern ca. 10,000 Karat Diamanten per Arbeitstag.

Die Perforation des Grundes erstreckt sich darauf, daß bis 1892 die Bearbeitung der Gruben nicht nach einheitlichem Plane betrieben wurde, sondern jeder Inhaber eines sogenannten Claims (eines Feldes von 30 Fuß Länge und ebensovielfache Breite) bearbeitete seinen Teil zunächst mit Schaufel und Spitzhacke selbständig, grub sich tiefer und tiefer, bis zu 100 und 300 Fuß Tiefe. Der Inhaber eines Claims war jedoch verpflichtet, etwas um die Grube eine 7 Fuß breite Fläche unberührt stehen zu lassen, die mit einer gleich hohen des Nachbarn einen Erdwall in Höhe des ursprünglichen Niveaus bildete, der die Verbindung zwischen den Gruben ermöglichte. Häufig führten diese oft trichterförmigen Erdwälle ein, da sie unterarbeitet waren. Von jedem einzelnen der Bäder führt nun eine Reihe von meist eisernen Radeln nach dem Rande der Grube, die nebeneinandergelegt ein großes Gewir von Drähten ergeben.

Auf Rollen laufen, mit Rauhautriemen gezogen (entweder durch Hufeisen von Menschenhand oder, wie unsere Abbildung zeigt, durch Seil mit Pferden), lederne Eimer die Radel auf und ab. Die aufsteigenden Eimer, welche mit der diamanthaltigen Erde beladen sind, werden in Karren entleert, die nun die Erde zu den Wäschereien führen, wo sie zu waschen und genau untersuchen wird. Bei größerem Betriebe dient man sich zur Wäscherei maschineller Einrichtungen, wie sie unsere Abbildung zeigt.

Hygienische Bedeutung der Lampenglocken und Schirme.

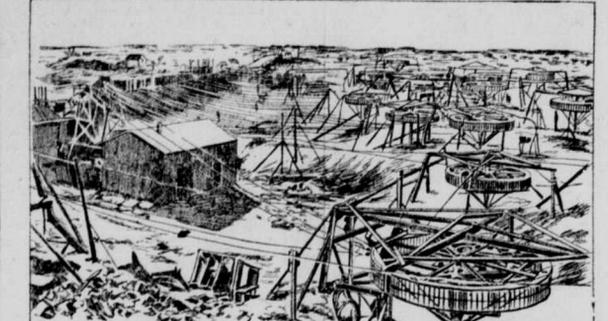
Von Dr. O. Gottschilf.

In unserer durch Elektrizität, Gas, Benzin und Petroleum erleuchteten Zeit braucht kaum mehr über zu geringe Helligkeit geklagt werden. Im Gegen-satz ist vielmehr zu befürchten, daß das Auge durch zu helle und ardele Beleuchtung, wie die elektrische geschädigt wird. Wissen wir doch, welche schwere schädliche Veränderungen auf Sehschärfe und Sehkraft das direkte Sonnenlicht oder große blendende Schneeflächen herbeizuführen können. Allerdings wird der Begriff der Blendung zum Teil von subjektiver Empfindlichkeit bestimmt. Einzelne Personen gewöhnen sich sehr schnell an helles Licht, andere langsam, tiefstehende Augen leichter als vorge-wählte. Aber doch muß über kurz oder lang jede größere offene Flamme durch Ausstrahlung von direkten Lichtstrahlen dem Auge ein schmerzhaftes Gefühl verursachen. Wie sehr werden die Besucher der Gallerien im Theater von den offenen Flammen des Kronleuchters geblendet! Warum aber blendet denn das diffuse (zerstreute) Tageslicht im Zimmer niemals? Weil eben die Lichtquelle selbst, die Sonne, dem Auge entgegen ist. Man muß also auch die künstliche Lichtquelle dem Auge entgegen stellen und nur das diffuse Licht, welches von ihr ausgeht, ins Auge gelangen lassen; dann kann nie von Blendung die Rede sein.

Es müssen also alle Lichtquellen — Petroleum, Gas und elektrisches Licht — mit Glocken aus Milchglas, mattem Glas oder aus Porzellan versehen sein. Freilich entziehen diese ziemlich viel Licht, gewöhnliche Milchglaskugeln 33 bis 60 Prozent. Durch geschickt ange-

brachte reflektierende Schirme kann aber dieser Verlust wieder zum größten Theile ausgeglichen werden. Es ist daher von hohem, praktischen Nutzen, die verschiedene Wirksamkeit der Lampenglocken und -Schirme zu kennen. Es sind hierüber viele genaue Untersuchungen angestellt worden. Darnach wirken bei Gasbeleuchtung die Blechschirme in Bezug auf Lichtvermehrung am günstigsten, zumal da sie auch die Lichtstrahlen auf einen weiten Kreis hin zurückwerfen. Und zwar ist diese

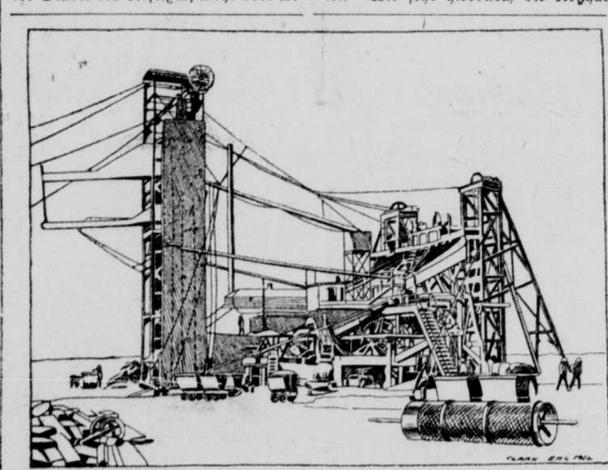
reflektierte Lichtmenge geringer bei den weiß lackirten Blechschirmen, größer bei den weiß lackirten Blechschirmen, größer bei den neu silbernen Reflektoren, das heißt blankpolirten neu silbernen Zinkhalbtugeln. Die sehr flachen Schirme sind wiederum dann den steileren vorzuziehen, wenn die Helligkeit nach entfernten Theilen ausgebreitet werden soll. Deshalb sind sie besonders in großen Arbeitsräumen und Sälen anzubringen. Da sie aber auch, je nach der Stärke des Reflexes, mehr oder we-



Söbel zum Herausheben der diamanthaltigen Erde.

zu blicken. Auch pflegt jede Bogenlampe mit einer Milchglaskugel umgeben zu sein. Aber trotzdem ist es nicht ratsam, längere Zeit darauf zu sehen, da selbst durch die Milchglaskugeln hindurch die Flammen das Auge blenden und reizen, auch Tränen und leichte Rötung der Bindehaut verursachen. Ebenso wird das Auge sehr belästigt, wenn es beim Glühlicht längere Zeit den Edison'schen glühenden Kohlenfäden in der Glasbirne betrachtet. Wie sehr hierdurch die Reizhaft-

igkeit wird, geht schon daraus hervor, daß man beim nachherigen Schließen der Augen immer noch durch grellleuchtende Nachbilder geföhrt wird. Wesentlich gebessert wird dieser Uebelstand dadurch, daß man die Glasbirne aus matt geätztem Glase macht, so daß das Auge des Beschauers nirgends einen leuchtenden Kohlenfaden, sondern nur ein verschwommenes Bild desselben durch die matte Birne hindurch sieht. Die stark blendende Eigenschaften des Glühlichtes röhrt eben davon her, daß sein Glanz siebenmal größer als der



Vorrichtungen zur Diamantwäscherei.

niger Wärme ausstrahlen, welche sich bei den neu silbernen sogar zur Hitze steigert, so sollten sie nur in hohen Räumen verwendet werden, wo sie hoch über den Köpfen der Anwesenden hängen. Ganz zu verdamnen dagegen sind sie aus niedrigen Bureaus, in denen sie sich so dicht an oder über den Köpfen der Schreibenden befinden, daß sie dieselben fortwährend mit einer Gluth heißer ausgetrodener Strahlen übersiegen.

Zum Schutze der Augen gegen die Gesichtsflammen bringt man vielfach un-

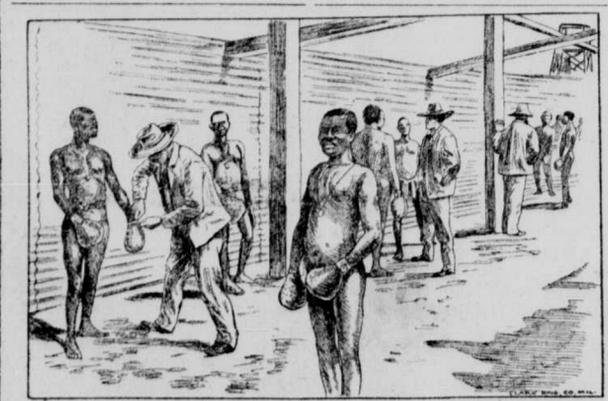
schlagen. Deshalb sind eben diese sowohl wie alle unten geschlossenen Glasglocken aus Kotalen, in denen gelesen wird, zu entfernen.

Das hier über Gaslampen Gesagte gilt fast in gleicher Weise von den Petroleumlampen. Dagegen ist bei der elektrischen Beleuchtung noch weit mehr Vorsicht nöthig. Es wäre tollkühnheit, in den Flammenbogen des Kohlenlichtes direkt zu sehen. Meist werden diese Lampen schon so hoch gestellt, daß niemand genöthigt ist, in sie hinein-

zubringen. Ich ziehe die letzteren vor, weil dadurch zugleich die vom Licht ausgehende Wärme zurückgehalten wird und weil man sie leichter zeitweise entfernen kann, wenn beim Eintreten von Besuch das ganze Zimmer erleuchtet werden soll. Und zwar sind einfache, nicht durchlöcherter, fächerartig gefaltete, am besten auf Drahtgestell ruhende Papierschirme die geeignetsten. Was die Farbe derselben betrifft, so hat darin schon der Sprachgebrauch das Rechte getroffen. Wir sprechen von schreiendem Gelb, von brennendem Roth, aber von einem ruhigen Blau und Grün. Wohl vermag eine mit roth oder rothfarbenem Schirme versehene Lampe über die ganze Stube einen gewissen magischen Schein zu verbreiten, aber für den Stubirtisch oder ähnliche Zwecke ist Grün und namentlich Blau die wohlthuendste Farbe. Auch Siderinnen, die bei künstlichem Lichte viel mit buntpapieriger Seide oder Wolle arbeiten, pflegen zu sagen: Gelb ermüdet und Roth reizt die Augen.

Leider schätzen noch immer viele Menschen die Bedeutung der Lampenglocken und -Schirme für die Schonung der Augen zu gering, um ihr einige Beachtung zu schenken. Erst wenn sich Augenschwäche oder gelegentliches Brennen der Augen einstellt, wird man vorsichtiger. Es sollte doch jeder bedenken, daß wir im Winter einen großen Theil des Tages bei künstlicher Beleuchtung zubringen und daß daher namentlich eine zu grelle Beschaffenheit derselben durch die Länge der Zeit entschieden einen schädlichen Einfluß auf unser Sehorgan ausüben muß. Wohl soll der Gegenstand unserer Thätigkeit, z. B. Buch oder Näherlei, stets sehr hell beleuchtet sein, aber unsere Augen selbst müssen durch Lampenschirme gegen den direkten Lichtschein geschützt werden.

Von einem Mitarbeiter erhielt die „Allgemeine Fischerei-Zeitung“ die merkwürdige Mittheilung, daß er sich der Flohkrebse seit drei Jahren gewissermaßen als Gesundheitspolizei in seinen Fischereibühnen bediene. Wenn sich früher eines dieser im Wasser der verbreiteten Thierchen zwischen den Flohkrebsen sehen ließ, so machte er freilich Jagd darauf, weil er glaubte, die winzigen Krebschen fräßen die Eier an. Nach und nach bemerkte er jedoch, daß die Flohkrebse nur die verdorbenen Eier freßen, die gefunden dagegen in Ruhe lassen. Diese Beobachtung genügte, um den Ruf der Flohkrebse bei dem Fischzüchter zu einem außerordentlich guten zu machen, nicht nur, daß er nicht mehr daran dachte, sie zu tödten, sondern er brachte sie absichtlich zu Tausenden auf die auszubrutenden Fischereier. Wenn nämlich, wie es nicht zu vermeiden ist, dieses oder jenes im Bruthaufe abstirbt, so können leicht andere Eier in Mitleidenschaft gezogen werden, und daher ist eine Befestigung der abgestorbenen sehr wichtig und werthvoll. Diese Arbeit der Auslese besorgen nun die Flohkrebse in trefflicher Weise. Sobald sich ein todttes Ei vorfindet, sitzen neun bis zehn von den Thierchen auf ihm herum und freßen es derart aus, daß nach kurzer Zeit nur noch die leere Hülle vorhanden ist. Aber die Thiere wissen sich auch außerhalb noch nützlich zu machen. Da sich in jedem Bruthaufe mit dem Strom des Wassers auch Schlammrinneleinsetzen und sich zwischen den Eiern absetzen, ist es gewöhnlich nöthig, die Eibehälter mit der Brause auszuwischen, wodurch die empfindlichen Reime vielfach leiden. Auch dieses lästige und verlustbringende Verfahren bleibt dem Fischzüchter erspart, wenn er sich eine Herde von Flohkrebsen hält, da diese durch ihr Herumtrabbeln zwischen den Eiern das Wasser derart in dauernder Bewegung halten, daß die Schlammtheilchen immer wieder fortgespült werden. Der Gewährsmann des deutschen Fischereiorans hat eine vergleichende Probe zwischen zwei Brut-tästen gemacht, in denen einem zwischen den Eiern etwa 1000 Flohkrebse, in dem anderen deren keine vorhanden waren, und der günstige Einfluß der kleinen Krustler hat sich dabei deutlich gezeigt. Auch die Entwicklung des Fisches selbst wird vielleicht durch die dauernde Bewegung, in der die Krebschen das Wasser erhalten, gefördert. Vielleicht unterstützen auch in der freien Natur die Flohkrebse die Entwicklung der Fischnachkommenchaft nicht nur durch die Verhinderung schädlicher Pilzbildungen in Folge des Verzehrns der todtten Eier, sondern etwa auch durch das Abhalten der Wasservögel von der Vertilgung der Eier, indem sie sich selbst ihnen als eine willkommene Nahrung darbieten. Uebriens zeigt es sich bei dieser Gelegenheit wieder einmal, daß der Mensch zwar ein Uu-aes, aber auch ein undankbares Geschöpf ist, denn der Fischzüchter sagt selbst von sich, daß er die Flohkrebse, nachdem sie ihm seine Fischbrut sorgsam



Schwarze Minnarbeiter mit Schutzvorrichtung gegen Diamantdiebstahl.

ten rings um die Flammen gläserne Schalen und Keller an. In Bergnügungstocalen sind diese auch in der That von Nutzen, aber für Arbeits-räume nicht, da sie zugleich viel Licht entziehen. Dabei wird natürlich ein durchsichtiger Gestell weniger Licht rauben, ein matter mehr und ein Milch-glästler am meisten. Man kann den Verlust durch eine matte Glasglocke schon auf mehr als 30 Prozent veran-

eines gleich großen Gasröndrenners und zwölfmal größer als der eines Schnittdrenners ist; daher muß auch das Glühlicht die Reizhaft 7 bis 12-mal mehr reizen als eine gleich helle Gasflamme.

Um das Auge, namentlich beim Lesen und Schreiben, vor dem direkten Lichte zu schützen, pflegt man entweder gefürbte Gloden anzuwenden, oder über den Gloden farbige Lampenschirme an-

geküht haben, später als Nahrung der aufwachsenden Fische in die Zuchtgräben hineinhut.

Bereinsachte Elektrifizierungsmaschine.

Die Elektrizität wird von allen Erfindungen der Neuzeit wohl am meisten ausgebeutet. Eine Erfindung jagt die andere. Bestehende Abbildung zeigt eine Elektrifizierungsmaschine, welche Herr Gustav Boettger, der bekannte Elektriker an Dritter Straße, zwischen Ghest-nut- und Poplar-Straße, konstruirt hat. Der ganze Mechanismus ist so vereinfacht, daß der Apparat für unge-fähr \$2.25 käuflich ist und dabei mehr leistet, wie Apparate, für welche man sonst 5 bis 15 Dollars bezahlte. Es lehnt sich bei Herrn Boettger vorzuspre-chen und den Apparat in Augenschein zu nehmen. Herr Boettger ist jederzeit bereit, die Einfachheit dieser neuen Konstruktion zu erklären.

Die Wärmeerzeugung elektrischer Glühlampen wird häufig unterschätzt. Es herrscht die Ansicht, daß Glühlam-pen ohne jegliche Gefahr seien, da der eigentliche Glühkörper durch die Glas-birne von der Außenwelt abgeschlossen sei. Demgegenüber wurde durch Ver-suche festgestellt, daß beispielsweise eine gewöhnliche Glühlampe in einem Ge-fäß mit einem Pint Wasser dieses in einer halben Stunde bis zu 100 Grad Fahrenheit erhitzt und nach Trapp ein-er Stunde zum Sieden bringt. Ist eine Glühlampe mit Celluloid in Be-rührung, so entzündet sich dieses be-reits nach 5 Minuten. Baumwolle wird von Glühlampen in wenigen Mi-nuten angefaßt und bald darauf in Flammen geföhrt. Seidenstoffe werden auf 4 Zoll Entfernung in 3 bis 10 Stunden angefaßt. Zwischen Decora-tionsstoffen in Schaufenstern verwen-det, birgt demnach die Glühlampe eine gewisse Gefahr in sich.

Die Vereinigten Staaten verfrachten jährlich fast zwei Millionen Glüh-Lampen, welche zum größten Theil aus England importirt werden.

Das englische Sanitätscorps in Süd-Afrika ist mit Königlicher Anweisung versehen worden, welche vortreffliche Dienste leisten sollen.

Ein Tunnel der Pariser Untergrund-bahn ist mit elektrischen Lampen versehen, welche automatisch so lange brennen, als ein Zug vorüberfährt.

Eine Londoner Firma kauft alljährlich über zwei Millionen Flaschen im Werthe von \$35,000, die auf Schutz- und Wsche-hausen gefunden werden.

Von der Nordpolarexpedition des Herzogs der Abruzzen wird aus russischer Quelle gemeldet, daß das Expeditionsmitglied Stella Polare nicht weit von Franz-Josephs-land, wo es im October gefahren habe, vorgefunden sei und gegenwärtig im Eise stecken dürfte, weshalb für lange Zeit ausgeschlossen sei, daß die Expedition Nachricht von sich gebe.

Während der Weltausstellung werden auch internationale Wettbewerbe und Proben mit Feuerkräften im Gebiet von Vincennes veranstaltet. Besonders An-merksamkeit verdienen die gänzlich neuen Ver-fuche mit automobilen elektrischen Feuer-sprigen im Vergleich zu solchen, die durch Petroleum oder Dampf bewegt werden, hervorzuföhren.

Auch Grönland hat seine Zeitung, sie heißt „Alorittmit“, in der Eskimo-sprache geschrieben, wird gedruckt und herausgegeben in Godthaab, er-scheint monatlich und besteht aus drei Spalten. Der Herausgeber ist Redak-teur, Drucker und Expeditor in einer Person. Das Abonnement kostet für ein Vierteljahr zwei Enten, für ein Jahr einen Söbel, die einzelne Num-mer ein Suhn. Der Mann macht übri-gens keine schlechten Geschäfte, denn er besitzt schon ein aus Holz gebautes Haus, das weiß und roth bemalt ist, ein sicheres Zeichen von Wohlhabenheit in den arktischen Gegenden.

Von der Schiefkunst der Buren kennen sich Beamte der Ludwig Loe-wen'schen Waffenfabrik auf einem Bei-werben Schießplatz überzeugen. Vor et-wa vier Jahren trafen fünf Herren aus Transvaal dort ein, um einen größeren Abschluß von Gewehren der erwähnten Fabrik für Transvaal zu bewirken. Bei Taal wurden die Gewehre eingeschossen und die Buren begaben sich selbst dor-hin, um das Geschießen zu überwa-chen. Ein höherer Beamter der ge-nannten Fabrik war ebenfalls anwesend und ließ die besten Schützen unter den Waffenarbeitern nach der 1500 Fuß entfernten Zielscheibe schießen. Die geübten Schützen trafen fast alle Cen-trum. Dies schien aber auf die Buren wenig Einbruch zu machen. Worlos nahm der älteste der Buren, ein 70-jäh-riger Herr eines der Gewehre und schof der Figur erst das rechte und dann das linke Auge aus. Ein weiterer Schaf-traf die Figur unter dem dritten Um-formknopf. Fast in derselben Weise zielten und schossen die übrigen Buren. Ein fast ungläubliches Schießkunststück aber leistete einer der Herren, indem er um den Kopf der Figur herum im Schnellfeuer einen förmlichen Kranz von Geschossen bildete. Das Erfau-nlichste aber dabei war, daß die sechs Augen in genauen Abständen in dem Scheibenhals fiedten, als wären die Distanzen mit dem Maß vorher abge-messen worden. Als man den Buren über ihre vorzügliche Treffsicherheit Complimente machte, erklärten sie, daß dabei fast jeder Stammgenosse so gut schieße.